

Friedrich Schweitzer Für eine ökologische Erziehung

Bedeutet technischer Fortschritt gleichzeitig einen ethischen Rückstand? Mit dieser Frage befaßte sich der Bundeselternrat bei seiner Tagung Ende 1986 in Hamburg. Der folgende Text ist die überarbeitete Fassung eines Referats, das Dr. Friedrich Schweitzer, Religionspädagoge an der Universität Tübingen, während des Kongresses hielt.

Technik ist ein unverzichtbarer Bestandteil unserer Kultur. Darauf soll hier nicht weiter eingegangen werden. Gefragt wird nach den ethischen Problemen, vor die uns die technische Entwicklung stellt. Wie nehmen Kinder und Jugendliche diese Probleme wahr, und was kann die Schule zur Bewältigung des ethischen Rückstandes beitragen?

Jugendstudien wie die Shell-Studien von 1981 und 1984 zeigen, daß Jugendliche heute die Zukunft oft sehr düster wahrnehmen. Daran hat sich über die letzten Jahre hinweg nur wenig geändert: Sahen 1981 58 Prozent die Zukunft der Gesellschaft »eher düster«, so waren es 1984 zwar mit 46 Prozent etwas weniger, aber doch immer noch fast die Hälfte der Jugendlichen. Zwar hat offenbar die Angst vor einem weltzerstörenden Atomkrieg abgenommen. Gleichgeblieben ist dagegen die Erwartung, daß »Technik und Chemie die Umwelt zerstören«. Das erwarten sowohl 1981 wie 1984 etwa Dreiviertel der Jugendlichen sowie mehr als die Hälfte der Erwachsenen.

Anders fallen die Zahlen bei der persönlichen Zukunft aus: Ihre eigene Zukunft sehen die meisten Jugendlichen »eher zuversichtlich« oder »gemischt, mal so – mal so«. Im Blick auf die persönliche und die gesellschaftliche Zukunft ist demnach von einer Art Bewußtseinspaltung zu sprechen. Eine allgemeine Technikfeindlichkeit konnte die Shell-Studie nicht feststellen. Nach wie vor zeigt sich bei Jugendlichen ein deutlich ausgeprägtes Interesse an technischen Fragen. Im wesentlichen unterscheiden sich die Jugendlichen hier nicht von ihren Eltern.

Prozentzahlen sagen noch wenig über die Situation einzelner Jugendlicher. Erst der Einzelfall zeigt jedoch die Probleme, die die technische Entwicklung für Kinder und Jugendliche tatsächlich aufwirft. Sichtbar werden häufig diffuse Ängste, die letztlich nur verdrängt werden können, sowie eine Resignation, die gelegentlich an Zynismus zu grenzen scheint.

»Kinder haften für ihre Eltern«: Bei manchen Jugendlichen zerbricht geradezu das Vertrauen in die ältere Generation: »Vielleicht sagen die sich, okay, wir sind jetzt sechzig, siebzig Jahre alt, oder vielleicht auch nur fünfzig, und in den zwanzig Jahren sind wir sowieso schon gestorben ... Ich glaub doch kaum, daß ein Zwanzigjähriger so 'ne Riesenrüstung aufbauen würde«, so ein 18jähriger Schüler, von dem Monika Reimitz berichtet. Zu beobachten sind jedoch auch hoffnungsvollere Züge: Bei weitem nicht alle Jugendliche erliegen der Resignation. Gerade

die eher pessimistischen Jugendlichen sind, etwa der Shell-Studie zufolge, politisch aktiver als ihre optimistischen Altersgenossen. Und dieses Engagement der Jugendlichen richtet sich, einer anderen Studie (Sinus) zufolge, auf die »Versöhnung« zwischen Mensch und Umwelt, aber auch zwischen den Menschen selbst.

Die Schule kann den ethischen Herausforderungen der technischen Entwicklung nicht ausweichen. Sie ist mit diesen Herausforderungen in doppelter Weise konfrontiert: Einmal von der gesellschaftlichen Zukunft her, auf die hin sie erzieht, zum anderen von den Schülern her, die nach ihrer eigenen Zukunft und nach der Zukunft der Gesellschaft fragen. Trotz – oder gerade: wegen – der Deutlichkeit, mit der sich diese Probleme für die Schule stellen, ist aber an dieser Stelle eine Warnung auszusprechen: Die Schule kann die von der technischen Entwicklung aufgeworfenen Probleme allein nicht lösen. Sie kann zu einer Lösung bestenfalls beitragen.

Die gesellschaftlichen und politischen Probleme des Umgangs mit der technischen Entwicklung lassen sich nicht in ein pädagogisches Problem umdefinieren. Es sind politische und ethische Probleme, die die ganze Gesellschaft betreffen, und solange wir alle nicht mehr zu ihrer Lösung beitragen, als das heute der Fall ist, kann auch die Schule kaum weiterhelfen. Jenseits dieser Warnung sind nun aber die Aufgaben zu bezeichnen, die sich heute für die Schule stellen. Dabei ist erstens zu fragen, wie technische Entwicklungen in der Schule vorkommen. Die knappe Antwort lautet: ein wenig. Denn bis heute orientiert sich die Schule an einzelnen Fächern und nicht an technischen Zusammenhängen.

Qualifiziert die Schule Fachleute?

Solche Zusammenhänge kann man von ihren fachwissenschaftlichen Grundlagen her aber noch nicht angemessen verstehen. Technische Zusammenhänge stellen eine bestimmte Anwendung fachwissenschaftlicher Erkenntnisse dar, und diese Anwendung geschieht unter bestimmten sozialen, politischen und ökonomischen Voraussetzungen. Darüber hinaus hat der Einsatz einer Technik Folgen, die sich aus der Perspektive einer einzelnen Wissenschaft gar nicht absehen lassen.

Die Notwendigkeit, stets die Voraussetzungen und Folgen der technischen Entwicklung miteinzubeziehen, macht auch deutlich, daß die allgemeine Einführung eines Faches Technik die pädagogischen Aufgaben nicht zu lösen vermag. Denn bei einem solchen Fall besteht immer die Gefahr, daß die sozialen, politischen und ethischen Fragen nur am Rande vorkommen. Es reicht dann auch nicht aus, wenn andere Fächer wie Gemeinschaftskunde oder Religion versuchen, eine ethische Bewertung gleichsam nachzuliefern. Die Bewertung bleibt dann isoliert und abstrakt, und umgekehrt fehlt dem naturwissenschaftlichen oder technischen Unterricht die ethische Dimension.

Damit komme ich zu meinem zweiten Punkt: Die Herausforderung der technischen Entwicklung für die Schule liegt heute weniger darin, die Schüler als Fachleute zu qualifizieren, als vielmehr darin, sie als Laien zu informieren und ihnen eine ethische Bewertung zu ermöglichen. Das beste Beispiel für diese These sind die neuen Technologien und Computer. Weithin wurde von der Schule gefordert, die Schüler doch endlich auf den Um-

gang mit dem Computer vorzubereiten. Es wurde ein technischer Rückstand der Schule beklagt und schließlich gedroht mit einem Verlust an Konkurrenzfähigkeit für die deutsche Wirtschaft im ganzen. Tatsächlich wird aber auch künftig der Bedarf an Computerspezialisten sehr begrenzt sein. Eine Berufsperspektive erwächst daraus nur für wenige Schüler. Für alle Schüler aber stellt sich das Problem, wie die Gesellschaft mit den Folgen dieser Technologien umgehen kann.

Die bildungspolitischen Reaktionen sind von Bundesland zu Bundesland natürlich verschieden. Weithin typisch dürfte aber das 1984 von der Bund-Länder-Kommission verabschiedete »Rahmenkonzept« sein, das eine fragwürdige Lösung vorschlägt: Unterschieden wird dort etwa zwischen einer »informationstechnischen Grundbildung« für alle und einer »vertiefenden informationstechnischen Bildung« für einen Teil der Schüler. Nur die Grundbildung soll die ethische Dimension miteinbeziehen. Dies muß zu der widersinnigen Auffassung führen, daß ethische Fragen nur für informationstechnische Anfänger wichtig sind und daß solche Fragen um so mehr zurücktreten können, je mehr einer über die neuen Technologien weiß. Es kommt für die ethische Erziehung allerdings nicht nur auf die Behandlung einzelner Themen oder Problembereiche an. Entscheidend ist, welche Gesamtorientierungen aufgebaut werden. So kommen beispielsweise ökologische Themen zwar in den Schulbüchern vor, aber vielfach werden die politischen und ökonomischen Hintergründe ausgeklammert.

Ein dritter Fragenkreis bezieht sich auf die Mitwelt des Menschen im ganzen: Wie kommt die Natur in der Schule vor? Kommt sie nur vor als ein Objekt des Messens, Erklärens und Bearbeitens oder auch als eine Mitwelt von eigener Schönheit und Würde und mit eigenem Recht? – Unsere Ethik basiert heute weithin auf dem Kantischen Imperativ, daß ethisch nur richtig ist, was allen Menschen gerecht wird. Dieser mit der Aufklärung vollzogene Schritt zu einer Ethik, die das Recht aller Menschen zu wahren sucht, darf nicht rückgängig gemacht werden. Aber wo bleiben dabei die Rechte der Natur? Und reicht es aus, wenn die Bedürfnisse aller Menschen heute befriedigt sind, die Menschen morgen aber nur noch eine tote Natur vorfinden?

Naturerfahrung aus erster Hand

Wir müssen heute nach Möglichkeiten fragen, die Natur als Rechtssubjekt neu zur Geltung zu bringen. (Ich spreche bewußt von »Möglichkeiten«, denn es ist in der ethischen Diskussion noch eher offen, wie dies geschehen kann, ohne zugleich die Freiheitsrechte der Menschen grundsätzlich aufs Spiel zu setzen.) Grundlage für eine ökologische Erziehung sind Erfahrungen mit der Natur, und zwar Erfahrungen aus erster Hand. Nur so können Kinder und Jugendliche erfahren, wie verletzlich Pflanzen und Tiere sind oder wie lange es dauert, bis etwa ein Baum zu seiner vollen Höhe wächst.

Kinder, die in der Stadt aufwachsen – und das ist heute die Mehrheit der Kinder –, verfügen über solche Erfahrungen immer weniger. Sie wachsen auf in einer Welt, die weithin technisch hergestellt ist. Der Schule wächst deshalb eine neue Aufgabe zu: Sie muß den Schülern Erfahrungen ermöglichen, die sie früher einfach voraussetzen konnte. Im herkömmlichen Unterricht ist dies allerdings

kaum möglich. Hier kann die Natur nur in einer durch Medien vermittelten Form vorkommen.

Eine Voraussetzung für eine ökologische Erziehung ist deshalb, daß sich die Schule öffnet für ein praktisches Lernen mit und in der Natur. Ein solches Lernen geschieht etwa in Projekten, bei denen es um ökologische und technische Fragen geht und bei denen sich die Schüler mit diesen Fragen nicht nur in abstrakter Form, sondern auch praktisch auseinandersetzen.

Angst vor kontroversen Fragen

Solche Projekte reichen heute vom Säubern eines Waldstücks bis hin zu ökologischen Ausstellungen für die lokale Öffentlichkeit. Mit ihrer Ausrichtung auf die eigene Region tragen diese Projekte auch zur Lösung einer anderen Schwierigkeit bei: Sie können die Abstraktheit überwinden helfen, die vielen ökologischen Problemen zu eigen ist. Denn was bedeutet es zum Beispiel für die Schüler, wenn es heißt, daß »der Wald stirbt«, die Bäume vor der Schule aber in einem prächtigen Grün stehen? – Ganz gegen den Augenschein sind jedoch viele der scheinbar gesunden Bäume krank, und es bedarf nur des geschulten Blicks oder einer einfachen biologischen Untersuchung, um das zu erkennen. Ökologische Verantwortung wird für die Schüler dann zu einer Aufgabe in ihrer eigenen Lebenswelt.

Erfahrungen mit der Natur sind allerdings nicht der einzige Beitrag, den die Schule zu einer ökologischen Erziehung zu leisten vermag. Eine Beschränkung auf die Ausbildung von Gärtner-tugenden würde an der politischen und ökonomischen Dimension der ökologischen Probleme vorbeigehen. Besonders mit älteren Schülern müssen deshalb auch politische und ökonomische Zusammenhänge thematisiert werden. Dabei geht es allerdings häufig um politisch kontroverse Fragen, über die in unserer Gesellschaft keine Einigkeit besteht. Schulleitung und Schulaufsicht schrecken deshalb vor der Behandlung solcher Fragen oft zurück, und manche Kultusministerien versuchen, auch einen durchaus parteiischen Einfluß geltend zu machen. Hier liegt deshalb eine wichtige Aufgabe der Eltern: dafür Sorge zu tragen, daß in der Schule auch kontroversen Fragen der Umwelt- und Friedenspolitik Raum gegeben wird.

Dabei komme ich zu einem vierten und letzten Fragenkreis, der wohl auch der schwierigste ist: Was kann die Schule tun, um den Schülern beim Umgang mit ihren Ängsten angesichts einer bedrohten und bedrohlichen Zukunft zu helfen? – Das Ziel kann ja heute nicht mehr darin liegen, den Kindern ihre Ängste einfach zu nehmen. Im Unterschied zu manchen anderen Kinderängsten ist die Zukunftsangst auch objektiv berechtigt. Ziel kann deshalb nur sein, daß die Schüler lernen, mit ihren berechtigten Ängsten umzugehen, ohne diese Ängste zu verdrängen oder in Hysterie und Zynismus zu verfallen. Ziel kann nur sein, daß auch angesichts dieser Ängste noch ein Handeln aus Hoffnung möglich wird.

Ein erster Schritt könnte sein, daß die Schule solche Ängste überhaupt zuläßt. Viele Lehrer haben dies als eine Notwendigkeit erfahren, als sie von den Kindern und Jugendlichen mit den Folgen von Tschernobyl konfrontiert wurden. Die Schule kann und darf in solchen Situationen nicht einfach weitermachen, als wäre nichts geschehen. Gerade in Situationen wie der nach Tschernobyl fällt

jedoch auch das ökologische Lernen schwer. Alle stehen dann unter dem Schock, den eine solche Katastrophe hinterläßt, und ein solches kann das Lernen blockieren. Deshalb ist es wichtig, daß die Schule die Frage nach den Zukunftsängsten auch bei den Themen aufwirft, die den Alltag der Schule bestimmen.

Es reicht jedoch nicht aus, seine Ängste anderen mitzuteilen und sie gemeinsam mit anderen zu tragen. Das ist ein zwar unerläßlicher, aber doch nur erster Schritt. Damit aus Angst nicht Resignation oder Zynismus werde, müssen Perspektiven des Handelns gefunden werden. Nur wer sich zutraut, eine beängstigende Zukunft noch zu beeinflussen, kann dem Gefühl eines hoffnungslosen Ausgeliefertseins entgehen. Bei der Suche nach Handlungsperspektiven, die immer auch politischen Charakter besitzen, sind der Schule natürlich enge Grenzen gezogen. Die Schule kann und darf nicht in ein bestimmtes politisches Handeln einweisen. Aber die Schule muß den Schülern deutlich machen, daß es auch heute Handlungsperspektiven gibt.

Wo solche Handlungsperspektiven liegen und wie sich die übergroßen Probleme etwa der Ökologie angehen lassen, das vermögen heute allerdings auch die Lehrer nicht mehr ohne weiteres zu sagen. Ich möchte deshalb von einer gemeinsamen Suche sprechen, auf die sich Lehrer und Schüler begeben müssen. Es kommt nicht darauf an, daß wir den Schülern fertige Lösungen anbieten. Aber es kommt entscheidend darauf an, daß die Schüler merken, daß auch wir Erwachsene – Eltern und Lehrer – nach Lösungen suchen und nicht nur weitermachen wie bisher.

■ Die ethischen Herausforderungen, die von der technischen Entwicklung ausgehen, können von der Schule allein nicht bewältigt werden. Die Schule ist aber mit diesen Herausforderungen sowohl von der Zukunft als auch von den Jugendlichen her konfrontiert und muß sich ihnen stellen. Im Bewußtsein ihrer begrenzten Möglichkeiten muß die Schule versuchen, einen Beitrag zur Lösung der ethischen Zukunftsprobleme zu leisten.

■ Dazu muß die Schule stärker als bisher auf technische Zusammenhänge eingehen und darf sich nicht auf einzelne naturwissenschaftliche oder informationstechnische Disziplinen oder Fächer begrenzen. Technische Zusammenhänge können in ihren politischen, sozialen und ökonomischen Voraussetzungen und Folgen nur begriffen und ethisch bewertet werden, wenn mehrere Disziplinen oder Fächer zusammenwirken.

■ Den ethischen Herausforderungen der Zukunft wird die Schule weder gerecht, wenn sie nur am herkömmlichen Kanon und seinen Inhalten festhält, noch wenn sie einfach neue Fächer einführt. Erforderlich ist eine Zusammenarbeit der naturwissenschaftlichen und der sozialwissenschaftlichen und ethischen Fächer und Disziplinen. Die Behandlung technischer und ethischer Fragen muß eng miteinander verzahnt sein.

■ Ethische Fragestellungen dürfen nicht auf Grundkurse oder einführende Unterrichtseinheiten begrenzt werden. Gerade in Spezialkursen kommt es auf eine ethische Bewertung und Reflexion der technischen Entwicklung an. Die Schule leistet sonst der verfehlten Auffassung Vorschub, ethische Fragen seien zwar für die Öffentlichkeit interessant und vielleicht auch noch für Geisteswis-

senschaftler, für die naturwissenschaftlichen und technischen Spezialisten aber seien sie ohne Belang.

■ Die Schule muß sich auch für gesellschaftlich kontroverse Themen öffnen. Eine Behandlung solcher Themen nach Maßgabe nur einer politischen Position ist dabei ebenso zu vermeiden wie die Begrenzung des Unterrichts auf scheinbar neutrale Information.

■ Für eine umfassende ökologische Erziehung ist es notwendig, daß die Schule die Natur nicht nur als ein Objekt des Messens, Erklärens und Bearbeitens verstehen lehrt. Die Natur muß in der Schule auch als eine Mitwelt von eigener Schönheit und Würde und mit eigenem Recht gesehen werden. Erfahrungen aus erster Hand stellen dabei eine wichtige, auch von der Schule zu sichernde Voraussetzung ökologischen Denkens und Handelns dar.

■ Die Schule muß versuchen, den Schülern beim Umgang mit ihren Ängsten angesichts einer bedrohten und bedrohlichen Zukunft zu helfen. Das kann weithin nur bedeuten, daß Lehrer und Schüler sich auf eine gemeinsame Suche nach Wegen begeben, der drohenden Resignation und dem Zynismus zu entkommen.
